

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 260. Bromberg, den 10. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(6. Fortsetzung.) ———

„Wilhelm, wie oft soll ich dir sagen, daß ich durchaus nicht einen Purzelbaum zu schlagen liebe", sagte Tante Letta ärgerlich.

„So recht kann ich mir das auch nicht vorstellen, Tantchen", lachte Wilhelm.

Damit schwenkte er den Hut und ging. Als er am Gitter vorbeiging, guckte er die ganze Zeit hinein, ob sich nicht etwa ein helles Kleid in der Tür zeigte. In der Redaktion angekommen, klingelte er bei Camilla Owenberg an.

„Ach, das ist ja reizend, daß Sie mitgehen, gnädiges Fräulein", dienerte er am Telephon.

Aber als er am Abend im Orchesterfauteuil neben Camilla Owenbergs Büste und vielen goldgelben Haarrollen saß und „Butterflys" wundervolle Stimme hörte: „Da weiß ich kleines Mädchen mir nichts zu wünschen mehr" — da durchfuhr ihn mit einem Male der Gedanke, wenn sie, die kleine Halbwilde, hier gesessen und das gehört hätte, dann hätte sie sicher gemeint, nun wüßte das kleine Mädchen sich nichts mehr zu wünschen.

Und plötzlich antwortete er ganz irritiert: „Ja, Gott sei Dank", als Camilla ihm zuflüsterte, es sei doch eigentlich gar keine Melodie in der Oper.

Aber oben bei Amtmanns saß ein braunes Köpfchen unter der grünen Lampe über die Zeitung gebeugt und las drei Spalten auswärtige Politik vor, während der Amtmann es ab und zu unterbrach und ihm auseinandersetzte, wie sie's hätten machen müssen, die Schafsköpfe, und die Amtmännin strickte schweigsam, daß die Nadeln rhythmisch klapperten.

An diesem Abend schrieb Petra nach Hause, an Vater und die Jungens, von der amüsanten Reise und wie fein alles hier wär, und von dem lieben Herrn Amtmann, und von Jenny und dem spaßigen Kandidaten Weyer.

An Maren ein Extrazettelchen, da stand zuletzt: Adieu, liebe Maren, dich werde ich sicher nicht mehr Brummbär nennen.

Aber die Jungens lachten, als sie sich den Brief vorgelesen hatten.

„Die Amtmännin ist also demnach ein Ekel", sagte Ulf.

„Wieso denn, davon steht doch nichts im Brief", sagte der Pastor unruhig.

„Na eben", lachte Hermann. „Die wird mit keinem Wort erwähnt. Und Feldmaus meint, sie wär' ein Riesendiplomat gewesen."

„Wenn sie's nur nicht schlecht hat, unsere kleine Feldmaus", sagte der Pastor und wandte das Gesicht hilflos seinen großen Söhnen zu.

„Dafür werde ich schon sorgen, Vater", sagte Hermann, „wenn ich nach der Stadt komme."

„Ja, tue das, mein Junge; Feldmaus redet, wie ihr der Schnabel gewachsen ist, sagte euer Großvater immer. Und das ist vielleicht keine glückliche Eigenschaft im Verkehr mit den Leuten draußen in der Welt", sagte der Pastor.

„Ach, sei nur ruhig, Vater", gab Finn seinen Senf hinzu, „Feldmaus ist wie die Katze, die fällt immer auf ihre vier Beine. Ich muß das am besten wissen, ich war doch bei allem immer mit dabei."

*

Vier Tage Sturm und Regen, es hatte geheult und gepladdert, daß die Menschen in ihre Löcher krochen und die Lampen ansteckten, ehe es dunkel war. Als die Sonne wieder zum Vorschein kam, fand sie den Sommer nicht mehr.

Die Rosen lagen als kleine braune Klumpen im Grase verstreut. Der Sturm hatte das Laub von den Bäumen gezaust, so daß die blassen, blutarmen Blättchen, die noch festhingen, das nackte Skelett nicht mehr zu decken vermochten.

Aber Astern und Georginen hielten stand. Und die Reseden dufteten stark.

Der Morgen war prickelnd frisch und klar.

In Frau Amtmanns Küche stand Petra in neuer druckkattunenen Ärmelschürze von Kopf zu Fuß und machte Fischfarce. Denn gekaufte Fischpuddings wollte Tuesen durchaus nicht haben, sagte die Amtmännin. Aber Jenny machte 'ne Fratze und sagte, es wär' man bloß, um uns mehr Arbeit zu machen. Herr Amtmann merke gar keinen Unterschied. Petra rührte und würzte und kostete, und ab und zu schlüpfte sie heimlich in ihr Kämmerchen, um einen Blick in Marens altes Kochbuch zu werfen, das aufgeschlagen unter der Bettdecke lag.

„Jetzt geht mir endlich ein Talglicht auf über das Aufsatzthema: Wie können uns gute Bücher zu guten Freunden werden?" sagte Petra und gab dem alten, fettigen Buch einen gemütlichen Klaps.

Die Amtmännin kam heraus und kostete.

„Mehr Salz", sagte sie. Und dann schickte sie Jenny hinaus.

„Fräulein Felber", begann sie streng, „ich muß Ihnen sagen, ich habe jetzt jeden Morgen beobachtet, daß Sie draußen vorm Garten, wenn Sie vom Bäcker kommen, mit einem jungen Herrn schwatzen, und zwar ganz lange. Ich muß Ihnen sagen — das schickt sich nicht für eine junge Dame. Ich würde mich überhaupt freuen, wenn Sie sich eines etwas ladylikeren Benehmens befleißigen wollten, so lange Sie in meinem Hause sind."

„Ach so", sagte Petra, „ich dachte nämlich, es wäre Ihnen nicht recht, wenn er mit hereinkäme. Wir können ebensogut im Garten stehen und schwatzen. Es ist Student Borting, stud. med. Er geht hier immer lang, bloß um mit mir zu sprechen, er weiß nämlich, daß ich hier keine Menschenseele kenne außer ihm, bis Tante und Onkel von der Reise kommen."

Die Amtmännin sah sie von oben bis unten durch die Lorgnette an.

„Sie sind ziemlich dreist, mein Kind, mir so ganz unbefangen zu erzählen, daß der junge Mann jeden Morgen vorm Frühstück hier vorbeigeht, um Sie zu treffen", sagte sie.

„Doch, es ist ganz bestimmt wahr", versicherte Petra eifrig. „Ich habe ihn doch gefragt. Und da sagte er ja. Er ist ein furchtbar netter Mensch."

„Was würde wohl Ihr Vater dazu sagen?" fragte die Amtmännin. „Ich habe doch ihm gegenüber eine gewisse Verantwortung für Sie, solange ich ein Kind von ihm unter meinem Dache habe."

Starke Betonung auf das „Kind".

„Vater? Ach, der hat alle gern, die ich gern hab'", antwortete Petra zutraulich. „Vater mag alle. Bloß manchmal, wenn er sagt: das ist gewiß ein sehr ehrenwerter Mann oder die und die hat gewiß ihre guten Seiten, dann merken wir natürlich, daß er im Grunde findet, daß sie Ekels sind. Abr er versucht doch immer, sie zu mögen. Meist versteht er auch gar nicht, daß manche Leute eklig sind. Und wir lassen ihn ruhig dabei, denn es macht ja immer mehr Spaß zu glauben, daß die Leute nett sind. Und was Gutes ist schließlich an jedem", lächelte Petra. „Das sagt Vater immer. Ich bin ganz sicher, er würde das auch von — nein — gar nichts", stotterte sie. Sie wurde blutrot und tauchte in ihrem Fischpudding unter.

Die Amtmännin stand ein wenig. Dann sagte sie in etwas liebenswürdigerem Tone: „Ich wollte Sie bitten, statt meiner heute abend auf den Basar zu gehen. Ich gehe nachmittags so ungern von Tuesen weg. Ich habe diesmal nichts dazu gegeben, — wollen Sie so gut sein und für fünfzehn Kronen Lose nehmen."

„Für fünfzehn Kronen? Donnerwetter!" rief Petra. „Bei uns zu Haus finden wir es schon rasend nobel, wenn mal jemand für dreie nimmt. Ich war diesen Frühling auch mit auf 'nem Basar. Ich hatte eine Fuhre Holz und die Sau Trine. Und ich kriegte am allermeisten von allen ein. Alle nahmen Lose bei mir, weil ich doch die Tochter vom Pastor war, und das Schwein auch; — das heißt, das war vom Pfarrhof. Aber ich hatte mich auch angestrengt wie ich konnte; über meinen Platz hatte ich ein großes Plakat genagelt, darauf stand unter einem riesigen gemalten Zeigefinger: Seht! Seht! Trine, das feinste Mutterschwein der Welt, wird hier für nur 2 Pfennige gewonnen. P. S. F. Die Buchstaben waren mein Name. Die schrieb ich hin, damit die Leute wissen sollten, daß die Sau vom Pfarrhof war; denn alle wissen, daß meine Tiere Namen haben, Schweine und Schafe und Kleinvieh auch. Es war auch meine Idee, daß Vater die Sau zum Basar geben sollte, und da wollte ich natürlich auch die Ehre davon haben. Und alle sammelten sich um meinen Platz; Trine und ich nahmen doppelt soviel ein wie all die andern Basardamen. Aber denken Sie nur, wie komisch: unsere eigene Kuhmagd gewann das Schwein, und da mußte mein Vater die Sau Trine zurücknehmen und der Magd Geld dafür geben. Aber es war doch zu drollig, daß sie wieder zurückkam zum Pfarrhof. On revient toujours à ses premiers amours, wie der Franzose sagt", sagte Petra altklug.

„Ja, das war drollig."

Es war wirklich wie ein Körnchen Lustigkeit in der Stimme der Amtmännin.

„Worauf soll ich denn Lose nehmen?"

„Was Sie wollen; ich gewinne doch nie."

„Aber ich", sagte Petra triumphierend. „Ich hab' schon mal Hosenzeug für die Jungens und einen wollenen Unterrock und eine Vase aus grünem Glas gewonnen. Ich gewinne sicher auch was für Sie."

Zu Mittag kam Wilhelm Weyer.

„Wenn Sie um sieben zum Basar gehen, kann ich Sie begleiten", erbot er sich. „Später muß ich auf eine Versammlung im selben Gebäude."

„Darf ich?" Petra sah die Frau Amtmännin erwartungsvoll an, und der Amtmann beeilte sich zu antworten:

„Gehen Sie nur, Kind. Ich helfe mir schon allein. Es ist doch nett für Sie, mit Wilhelm zu gehen; der kennt die ganze Stadt."

Eine volle Viertelstunde vor der verabredeten Zeit stand Petra schon vor dem Studentenverein und wartete.

Leute strömten hinein, meist junge. Zwei und drei mit fliegenden Hüten und engen Röcken. — „Nein, aber Grete, — hat er wirklich —? Ich bitte euch, sowas erlaubt der sich also — —" „Na, weißte, Else, was du an dem findest — —" Er, er schwirrte in dem Geplauder. Junge Kavaliere, blasiert schlendernd: „. . . Na, mal raufgucken und den kleinen Mädchen 'ne Freude machen . . ." Dann und wann ein Auto oder eine Droschke mit einer geputzten und wohlfrisierten Dame. Junge Paare mit blanken Blicken. Ältere Paare, die nebeneinander hergingen, ohne sich zu sehen.

Petra stand ganz still und folgte allem mit eifrigen Augen. Wilhelm Weyer bog flott und eilig um die Ecke.

„Komm ich also doch zu spät?"

„Nee, ich bin zu früh da; wie immer", lachte Petra. „Großvater sagte immer: lieber eine Stunde zu früh, als eine Minute zu spät."

„Hätten wir Journalisten bloß Zeit, nach d e r Regel zu leben", seufzte Wilhelm Weyer.

Schon auf der Treppe wurden sie von weißgekleideten jungen Damen attackiert.

„Bitte, Herr Weyer, eine Fahrt nach Holmenkollen, Los gefällig?"

„Hundert Kronen für zehn Öre."

„Nein, aber Wilhelm, du bist's! Augenblicklich nimmst du ein Los bei mir; eine ganze Villa, Eßzimmer, Salon, Kaminzimmer, Küche und so weiter; alles in einem Raum, hahaha, aber vollkommen montiert. Du kannst Camilla vom Fleck weg heiraten."

„Leider unmöglich, Lilly", antwortete Wilhelm Weyer mit Grabesernst, „habe soeben den letzten Rest meines Wechsels in fester Habe angelegt — ein Schlips und ein Paar Lackschuhe."

„Ob du wohl ein einzigesmal ernsthaft sein kannst, abscheulicher Junge du", schmiß sie ihm kokett nach und attackierte einen andern.

Petra nahm rechts und links Lose. Sie entdeckte plötzlich, daß sie schon mehrere Kronen los war, ehe sie noch in die Tür gekommen war.

Viel Licht und ein Gesurr von Stimmen und Lachen. Hinter langen Tischen saßen lächelnde, beschleierte Damen gesetzten Alters, wohlverstaut hinter Sofakissen und Decken, Silberetuis, Puppen und anderen Herrlichkeiten. Dazwischen kreuzten Nichten, Töchter und deren Freundinnen und taten, als ob sie sich nützlich machten.

„Nummer gefällig?"

Petra war froh und willig nach allen Seiten. Das Geld floß nur so.

„Jetzt müssen wir aber erst mal ein bißchen essen, Fräulein Felber. Der Tanz von Damen der Societät, der Clou des Abends, ist erst in ein paar Stunden", sagte Wilhelm Weyer und entführte Petra von einem riesigen Baumkuchen. „Außerdem kann ich nicht länger bleiben; meine liebenswürdigen Freundinnen rupfen mich zu doll."

Sie bekamen Würstchen und Bier auf einer Tonne serviert, bedient von scherzenden jungen Kellnerinnen mit weißen Schürzen, — sie standen mit den meisten der Gäste auf du und du.

„Ist das nicht fidel, auf Tonnen zu sitzen und zu essen? So was haben Sie wohl noch nie erlebt, was?" fragte Wilhelm Weyer väterlich beschützend.

„Doch, oft", sagte Petra.

Wilhelm Weyer sah sie erstaunt an, er hatte gedacht, sie wäre so 'ne kleine Unschuld vom Lande. Aber was ging denn mit dem Mädel vor. Rollten da nicht große, blanke Tränen über ihre Backen herab?

„Was ist Ihnen denn?" fragte er ernsthaft.

Petra schüttelte den Kopf. „Ach, gar nichts, bloß weil ich dran denken muß, wie ich das letztemal auf 'ner Tonne saß und aß, das war so fein."

Er sah sie wieder an. Ja, ja, das Weib war unerforschlich. Wer hätte ahnen können, daß diese kleine Landpomeranze ihre Erlebnisse gehabt hatte. Er war beinahe indigniert.

„Verzeihen Sie, wenn ich indiskret war", sagte er steif.

Da wandte sich Petra zu ihm mit einem kleinen, mühsamen Lächeln. „Zu Haus tranken wir immer Kaffee auf der Tonne, wenn Maren Stachelbeerwein zapfte", sagte sie.

Er saß ganz still.

„Was muß das für ein Gefühl sein, wenn man ein Heim hat. Ich habe nie ein anderes gehabt als das bei Onkel Tuesen, soweit ich denken kann", sagte er still.

(Fortsetzung folgt.)

Martinsabend.

Skizze von Eilhard Erich Pauls.

Harm Wittkopp war ein reicher Kaufmann in der freien Reichs- und alten Hansestadt Lübeck und hatte seine Freunde zur Feier des Martinsabends eingeladen, damit sie sich von der weitberühmten Küche seiner Muhme und Haushälterin, der Frau Bärtel Wittkopp, ein Nachtessen gefallen ließen, das des heiligen Martins würdig werden sollte. Haus und Speicher lagen ihm in der breiten Burgstraße, nicht weit von den alten Mütterchen und den zitternden Männchen des Heiligen-Geist-Hospitals, die den ganzen Nachmittag aufgeregt und lüstern Bratendünste und Tunkengerüche eingesogen hatten, denn viel mehr bekamen sie kaum vom Abendessen des heiligen Martins ab. Dies aber ist die Geschichte seines Töchterleins, der wieder ob ihrer Lieblichkeit weitgerühmten Linde Wittkopp, die von ihrem jungen Blute zu einer anderen Seligkeit getrieben wurde als die Mütterchen und Männchen des Heiligen-Geist-Hospitals. Hatte sie doch in aller Heimlichkeit vor dem gestrengen Herrn Vater und der züchtigen Frau Muhme in dem Ratsschreiber Gerd Kasten den gefunden, der ihren Andachtsübungen zu Ehren des heiligen Martins ein gemäßer Partner war. Aber zugleich ist dies die Geschichte des Martin Düker aus Holstein, der als ein fahrender Schüler seine hungrige Straße zog. Und es war ein klairiges Herbstwetter, naß und kalt, gegen das der Vagant sich mit keinem Liede mehr wappnen konnte.

Die Wächter des Hostentores hatten ihn mit einigem Mißtrauen an sich vorüber in die Stadt gelassen, doch da es noch vor Toresschluß war, der ärmliche Vagant in seinem windzerrissenen Kleide und ohne Wehr auch keine Furcht erweckte, so mochten sie den Einzug nicht verweigern. Aber die Hauptstraßen vermied der fahrende Gesell. Er wußte, daß bei den Reichen ein verhärtetes Herz und besten Falles bei den Nothaften ein Mitleiden zu erwarten war. So drückte er sich an den Mauerstraßen entlang, sprach im Tünkenhagen in einer Wirtschaft vor, die ihm die Türe wies, und bettelte auf dem langen Lohberg einen Fischer an, der den Hund auf ihn hetzte.

„Sankt Martin!" seufzte der elende Gesell. „Gebenedeiter Patron! Wenn ich bei Muttern wäre oder in der Burse zu Rostock! Du hast dem armen Martin Düker immer geholfen und denkst noch an das Lied, das ich vergangenes Jahr dir zur Ehre gesungen. Bei den Mönchen von Cismar ist es gewesen. Heiliger Martin, gebenedeiter Patron, verhilf mir auch heuer zu einem Liede zu deines Namens Ruhm! Ach, ich armer Madensack!"

Er wurde auch im Rosengang von keifenden Weiberstimmen gesegnet. Er lehnte in der Gröpelgrube schier verzweifelt gegen die Mauer. Da ersah er einen fernen Lichtschein, dem er mit einem letzten halben Hoffen nachging. Durch einen finsteren Gang hindurch führte ihn der Lichtschein in einen Hof hinein. Daß er damit aber gerade hinter die Häuser und Speicher des reichen Herrn Wittkopp geriet und in die ausgelegten Netze der liebreizenden Linde Wittkopp stolperte, wußte er freilich nicht. Der Lichtschein zeigte ihm eine heimliche Tür. Und die, als er nur zage auf die Klinke drückte, war nicht verschlossen. Eine Stiege führte ihn aufwärts. Eine zweite Tür war nur angelehnt. Und dahinter leuchtete das Lichtlein vertraut und lockend. So schritt er tapfer hindurch und fand einen Tisch, der recht martinsmäßig gedeckt war. Die gebratene Gänsebrust fehlte nicht, Leckereien aller Art drängten einander, und eine entkorkte Flasche Burgunder Rotweines machte ihm Mut. Auch blieb es still auf dem Gange und im Hause.

„Ein Lob- und Danklied soll es werden, heiliger Martin", flüsterte der Geselle. „Darum will ich mich zuerst daran machen, daß ich etwas habe, wofür ich dir eines singen kann."

Es schmeckte ihm. Der Gänsebraten seines Namenspatrons legte den Grund, auf dem aus der Burgunderweinflasche ihm ein schöner Mut erwuchs.

Da schlüpfte ihm heimlich und erwartend die Linde Wittkopp, die ein neunzehnjähriges Dirnlein war, in die Kammer. Die erschrak nicht schlecht.

„Das ist recht, Jungfer", lobte der Geselle. „Ich bin gerade satt und muß nun zum Lobe des heiligen Martins mein Lied singen."

Und er hub mit einer gesättigten und zufriedenen Stimme kräftig zu singen an. „Martin, deine feisten Gänse . . ."

Er kam nicht weiter. Die Linde Wittkopp lief erschrocken auf den Burschen zu und legte ihm ihre feine Hand auf den groben Mund. „Will Er wohl ruhig sein!" Dann stand sie vor ihm, von Schrecken in Zorn und von Zorn in Verlegenheit fallend, schaute ängstlich nach der Tür zurück und legte den Finger auf den Mund und wußte keinen Rat. Denn der Geselle saß breit und behäbig hinter dem abgegessenen Tische und wartete geduldig auf alle weiteren Geschenke, die sein heiliger Namenspatron ihm noch bereitet hatte. Und seine Äuglein zwinkerten vergnügt und fingen an, begehrlich zu blicken. Doch vergaß er seine Schuldigkeit nicht und begann von neuem mit einer glücklichen und hellen Stimme:

„Martin, deine feisten Gänse . . ."

Er kam nicht weiter. „So sei Er doch bloß stille!" bat die Linde Wittkopp und blickte ihn so erschrocken flehend an, daß es dem Jungen eng ums Herz wurde. „Wenn Er nur stille ist, dann will ich Ihm auch gute Kleider bringen." Denn seine Windzerrissenheit hatte sie beängstigend genug gemerkt. Und das warf den Burschen doch ein wenig in seine arme Verlorenheit zurück. Aber das Mädchen war aus der Kammer gelaufen. Ein wenig sah sich der Geselle nach Tür und Stiege um, ein wenig wartete er auf Hinterhalt und Hinauswurf. Da kam das Mädchen zurück und hatte es eilig, dem Martin Düker einen guten Rock und ein gutes Paar Hosen aufzudrängen.

„Heiliger Martin!" staunte der Geselle. Und schon wetzte er in dankbarer Rührung seine Stimme, um endlich zu seinem schuldigen Loblied zu gelangen.

„Heiliger Martin, deine feisten Gänse . . .

Er kam nicht weiter. Denn um Rock und Hose gebührlich in Empfang zu nehmen, hatte er seinen festen Platz hinter dem abgegessenen Tisch verlassen müssen. Aber damit hatte er seine erstohlene Sicherheit verloren. Er stand vor dem glühenden Mädchen in all seiner zerschlissenen Elendigkeit und machte nur einen demütigen Kratzer.

„Wenn Er nur stille ist!" hastete die Linde Wittkopp. „Da hat Er noch einen Geldbeutel. Aber nun geh Er, geh Er doch." Sie schob ihn zur Türe hinaus.

Es gelang auch auf das beste. Erst als der Geselle den Hinterhof und den Gang verlassen hatte und erst als er im Dunkel einer verschlossenen Toreinfahrt der Gröpelgrube die alten Lumpen mit des reichen Herrn Wittkopp abgelegtem guten Anzug vertauschte, huschte der hübsche Ratsschreiber der Hansestadt, der stattliche Gerd Kasten, an ihm vorbei, der den so wohl vorbereiteten Andachtsübungen der Linde Wittkopp zu Ehren des heiligen Martin der gemäße Partner war.

Es gelang alles aufs Beste. Der verwandelte Vagant bekam Nachtherberge im „Herzog von Mecklenburg", sang in fröhlicher Kumpanei sein Lob- und Danklied zu Ehren des heiligen Namenspatrones und hatte, als er am anderen Morgen weiterzog, einen noch gesättigten Magen, einen neuen Anzug, aber im Beutel freilich keinen Heller mehr übrig.

Die letzte Station.

Skizze von Clara Prieß.

Es war ein vergnügliches Fahren in dem schnellen Zug heim von der Ferienreise, vom Süden unseres lieben Vaterlandes in den Norden. Man sah braungebrannte Gesichter und hörte von zahlreichen Reise- und Bergsteigerabenteuern.

Als der Abend kam, wurde es stiller. Ich verließ den Zug an einer Kreuzungsstation, und nun ging's gemächlicher der Heimat zu. Wieder saß mir das junge Paar gegenüber, das ich im Laufe des Tages schon ganz gut kennengelernt hatte. Schwer war das nicht bei der zutunlichen und etwas wichtigen Art, womit sich die Leutchen über ihr junges Eheglück äußerten: Wie schön die Hochzeitsreise in die bayerischen Berge gewesen sei, die sie zum ersten Mal gesehen hatten, wie man sich jetzt aber auch auf das eigene Heim freue. Wir hatten auch erfahren, wie die Dreizimmerwohnung daheim eingerichtet sei und daß viele Angehörige

mit Liebe und Ungeduld das junge Paar heute abend erwarteten.

Jetzt waren die beiden, müde vom Reisen, Reden und Glücklichsein, still geworden.

Die Ruhe war wohltuend nach dem lauten Tag. Eine kleine alte Dame, die am Kreuzungspunkt zu uns eingestiegen, störte gar nicht und sah still in den Abend hinaus.

Die Stimme des jungen Ehemannes weckte mich aus einem leichten Schlaf. „Aufwachen, Liebling!“ sagte er laut und wichtig. „Jetzt kommt unsere letzte Station.“

Die junge Frau hob verschlafen den Wuschelkopf: „Schon, dann sind sie wohl alle am Bahnhof und warten auf uns. Hoffentlich ist alles in Ordnung —“, und sie faßte seine Hand, als ob ihr eine Angst käme.

Aber er sprang fröhlich auf: „Selbstverständlich wird alles in bester Ordnung sein und bleiben. Setz' den Hut auf, Kindchen, und nimm den kleinen Koffer.“

Und dann war sie sehr beschäftigt, sich möglichst schön zu machen, und er hatte zahlreiches Handgepäck zu ordnen, so daß der Zug allzuschnell in die heimatliche Station einlief und sie kaum Zeit fanden, sich zu verabschieden.

Sie wurden aber auch von so vielen erwartet. Es schienen sich da Väter und Mütter, Brüder und Schwestern und Freundinnen zum Empfang angesammelt zu haben. Man fragte, lachte, umarmte und küßte sich. Und darüber fuhr der Zug wieder in die Dunkelheit hinaus.

Ich war jetzt allein mit der alten Dame, die den Platz mir gegenüber eingenommen hatte. Mir gefiel das gütige, stille Lächeln, mit dem sie den beiden und dem kleinen Schauspiel draußen zugesehen hatte. Und jetzt blickte sie mich an und sagte: „Das ist noch lange nicht die letzte Station für die beiden, wenn sie es heute abend auch so getrost glauben. Die werden noch viel umrangieren müssen und manche Fahrtstörungen erleben, ehe sie wirklich ihre letzte Station finden.“

Die alte Dame sprach da einen Gedanken aus, der mich selbst unklar beschäftigt hatte. So sah ich sie verwundert und genauer an, das alte Gesicht mit seiner Runenschrift von Falten und Runzeln und den dunklen Augen, die merkwürdig klar und geradeaus blickten, und das ganze unscheinbare Persönchen in dem sauberen, dunklen Mantel.

Ich antwortete ihr gern, und so waren wir bald in ein Gespräch gekommen — eines jener seltenen Gespräche, in denen man jenes schöne Verstehen spürt, die mit Alter und Herkunft nichts zu tun haben, die blitzschnell Brücken schlagen und unvergeßlich bleiben.

Als der Zug wieder hielt, sagte sie: „Nun kommt bald meine letzte Station, und diesmal wirklich die allerletzte. Ich habe mich mit meinen paar letzten Groschen im Altweiberheim meiner Vaterstadt eingekauft und will da meine letzte Ruhe finden.“

Und als ich mehr wissen wollte, erzählte sie freundlich weiter. „Vor fünfzig Jahren ging ich mit einem Manne von daheim fort, den ich lieb hatte, und wir meinten, einen Gutschein auf alles Erdenglück zu haben. Es sind dann auch ein paar leidliche Jahre gekommen und zwei liebe Kinder, das beste war freilich die Hoffnung, daß es immer noch besser würde. Aber schlimmer ist's geworden, Krankheit und Sorgen haben gar nicht mehr aufgehört und sind meinem Manne auch im Gemüt schlecht bekommen. Ich habe kaum noch eine gute Stunde mit ihm gekannt. Das Mädel ist jung gestorben, der Sohn ging nach Amerika, als er mit dem Vater keinen Frieden halten konnte. Als ich meinen Mann bis an seinen Tod gepflegt hatte, habe ich vielerlei Stationen kennen gelernt — als Pflegerin in Krankenhäusern und in Heilanstalten bei nervösen Damen —, auch einen kleinen Kramladen zwischendurch aufgemacht. Ich könnte Ihnen da viel erzählen. Harte Wege sind's immer gewesen, von einer Leidensstation zur anderen. Ich habe gezählt, daß es just vierzehn waren, wie sie am Weg stehen zum Kalvarienberg hinauf im katholischen Land, und nun bin ich froh, daß die letzte Station kommt.“

Ich fragte sie, ob sie denn wisse, daß es in dem Altfrauenheime gut und freundlich sei.

„Wird schon so sein, wie man's billig für uns alte Leute macht. Und das Einsamsein ist ja für alte Menschen eingerichtet zum Besinnen auf das Allerletzte.“

Sie stand erwartungsvoll auf und schaute nach den Lichtern aus, und in ihren Augen war ein Schein von Kindervorfreude.

Dann sah sie mich wieder mit ihrem guten Lachen an. „Es wird mich keiner abholen und kein Aufhebens zum Empfang sein. Den Handkoffer reichen Sie mir wohl hinaus; darin ist alles, was ich besitze. Viel Gepäck hat man zuletzt nicht mehr.“

So wünschte sie mir „Gute Nacht“ und „gute Ankunft“ auf meiner Station und stieg aus und ging tapfer allein ihren Weg weiter.

Nachdenklich blickte ich ihr nach. Und ich wünschte mir, daß ich einmal so getrost meiner letzten Station entgegen sehen könnte.



* **20 Milliarden Jahresumsatz amerikanischer Banditen.** Mr. Baum hielt in der Vereinigung amerikanischer Bankiers in Newyork einen Vortrag, in dem er behauptete, daß die amerikanischen Staatsbürger den Banditen jährlich den ungeheueren Tribut von 5 Milliarden Dollar entrichteten. Seit dem Kriege wachse das Banditentum in Amerika in solchem Maße, daß es zu einer Art riesigen Finanzunternehmens geworden sei. Fünf Milliarden Mark seien zu einer kolossalen Steuer geworden, die die amerikanische Gesellschaft an die Banditenorganisationen zahlt. Die Statistik ergebe, daß auf sieben bewaffnete Überfälle sechs für die Banditen glimpflich abliefen. Die Chance für die Verbrecher in Amerika ist also groß. Sie verfügen auch über genügend Geldmittel, um die Polizei zu korrumpieren.

* **Genies im Bett.** Zwei so ungleiche Autoren wie Jules Verne und Mark Twain behaupteten, daß ihnen im Bett die besten Ideen einfielen. Tatsächlich hat Jules Verne auch seine utopistischen Romane im Bette ausgearbeitet. Mark Twain ließ sich nach eigenen Entwürfen ein Bettpult anfertigen, damit er, bequem in seinen Kissen liegend, schreiben konnte. Auf diese Weise sind seine meisten Werke entstanden. Übrigens haben die bekannten englischen Schriftsteller Scott und Stevenson fast alle ihre Meisterwerke auf dem Krankenbett geschrieben, ebenso wie Thomas Mann, der auf die gleiche Art einen großen Teil seines „Buddenbroocks“ schrieb. Er erkrankte während seiner Militärzeit und hat als Zweiundzwanzigjähriger die erzwungene Muße im Lazarett zur Arbeit an dem später so erfolgreichen Werk benutzt.

* **Ein lächerlich gewordenes Vorurteil.** Wie ein Märchen hört es sich an, daß heute vor genau vierzig Jahren in England schärfste Verbote gegen ein Ding erlassen wurden, das sich auf vier Rädern durch die Straßen bewegte. Es wurde Automobil genannt. Um diesem, das offenbar größtes Mißtrauen verdiente, von vornherein die Lebenstriebe zu beschneiden, verfügte ein schlauer Polizeimann, daß es nur dann auf der Straße erscheinen dürfte, wenn ein Vorläufer mit roter Fahne das Nahen des sonderbaren Fahrzeuges aller Welt anzeigte. Inzwischen hat die Polizei sich umgestellt und zeigt nicht mehr der Umwelt das Auto, sondern dem Auto den Weg durch die Umwelt.

Lustige Rundschau

* **Der Bräutigam.** Unsere allerneuste Donna heißt Anna. Meine Frau engagierte das Mädchen, das sehr sympathisch aussah, gute Zeugnisse besaß und nur eine einzige Bedingung stellte: zeitlich unbegrenzten Ausgang an zwei Abenden der Woche. „Meinetwegen“, sagte meine Frau, „ich bin einverstanden.“ — Anna küßte ihr dankbar die Hand. „Wissens, gnä' Frau“, fügte sie hinzu, „das mit'n Ausgang is net vielleicht a Kapriz' von mir, sondern mei Bräutigam kann immer erscht spät am Abend von z'Haus weggehn, wann sei' Frau scho schlaft!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.